

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Der blaue Anker.

Roman von Elfriede Schulz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Wie Lotte Wölflin in ihr Heim bei Madame Tourbier gekommen war, wußte sie nicht. Die Eisenbahn, das Auto vom Bahnhof fuhren so furchtbar langsam. Es war noch früh. Im Hause waren wohl gerade erst die Dienstmoten aufgestanden. Keiner hatte sie gesehen. Sie hätte auch keinem ins Auge sehen können.

Am Waschtisch badete sie das brennende Gesicht und zog sich hastig um. Sie nahm ein graues Reisefleid und den gelben Reisemantel. Den für Bronin bereits gepackten Koffer schloß sie auf, räumte fast alles heraus und andre Dinge hinein. Dazwischen wieder überlegte sie. Manchmal stand sie unschlüssig da, räumte wieder heraus und andres ein. Aus einer Ledertasche suchte sie wieder mehrere Papiere hervor und steckte sie mit einem Scheibuch der Deutschen Bank in die Reisetasche. Als der Koffer geschlossen war, stand sie lauschend still. Endlich nahm sie Mantel und Schirm und klingelte dem Hausmädchen.

„Holen Sie mir sofort ein Auto!“

Auf dem Potsdamer Bahnhof löste sie ein Billett nach Wiesbaden und gab den Koffer auf. Dann sah sie nach der Zeit. Es war noch nicht acht Uhr. Sie setzte sich in eine Ecke des Damenzimmers hinter dem großen, öden Wartesaal und stützte leise weinend den schweren Kopf in beide Hände.

Um neun Uhr fuhr sie nach der Bank, hob dort ihr ganzes Guthaben ab und besorgte sich einen Paß nach Frankreich. Von der vorjährigen Reise wußte sie damit Bescheid. Auf dem Wege zum französischen Konsulat am Brandenburger Tor kehrte sie noch einmal zurück zum Postzeipräsidium. Sie wollte noch einen englischen Paß haben. Sie war sich selber nicht klar, wohin sie ihr Elend brachte, wohin sie sich mit ihrer grenzenlosen Scham, mit ihrer haltlosen Selbstverachtung schleppte.

Man kam ihr überall entgegen. Mittags hatte sie ihre Papiere. Sie gab an Erich ein kurzes Telegramm auf: „Komme später — Nachricht folgt“ und hastete, wie von bösen Feinden verfolgt, zum Bahnhof.

Mit dem nächsten Zuge fuhr sie ab.

Das war Dietrich schon lange nicht passiert. Erst um neun Uhr erwachte er und sprang aus dem Bett. Einen Augenblick blieb er regungslos auf dem Bettrand sitzen. Dann slog er in die Kleider, warf ein paar Beilen auf eine Warte, legte sie in einen Umschlag und läutete der Bedienung.

„Bringen Sie das nach nebenan, Nummer drei!“

Das Mädchen sah ihn betroffen an.

„Was ist Ihnen?“

„Das gnädige Fräulein ist nicht mehr hier. Ganz in der Frühe hat das Fräulein das Haus verlassen. Ich habe es nicht gehört. Ich schlief noch. Aber der Hausdiener sagte es.“

Dietrich v. Rothkirch mußte seine ganze Selbstbeherrschung aufbieten.

„Es ist gut. Besorgen Sie meine Rechnung.“

Er stürzte zum Waschtisch, befeuchtete die Augen kaum mit zwei Tropfen, wusch sich in fliegender Eile die Hände und zog sich rasch vollständig an. Dann eilte er in Lottes Zimmer. Es war leer.

Er ließ den Hausdiener kommen. Der konnte nichts Bestimmtes sagen. Als er gegen fünf aufstand, war das Fräulein fort.

Dietrich warf ihm ein Goldstück zur Bezahlung hin und rannte zum Wasser. Aus der leichten Morgenbrise holte er mit seinem Segel heraus, was er konnte. Er hätte fliegen können. Jeder Nerv in ihm zitterte. In Wannsee warf er sich in das erste Automobil und ließ es durch den stillen Grunewald jagen. Vor dem Hause der Madame Tourbier überlegte er einen Augenblick. Es war ihm im Grunde furchtbar peinlich. Was sollten die Leute denken?

„Es hilft nichts! Ich muß.“

Er traf ein Dienstmädchen.

„Das gnädige Fräulein ist abgereist.“

Er wußte nicht, wie er wieder auf die Straße kam. Unschlüssig stand er an der nächsten Ecke, die Lippen qualvoll aufeinandergepreßt, zwei tiefe Falten über der Nasenwurzel. Langsam hellte sich sein Gesicht auf.

„Nach Bronin!“

Er ging ein paar Schritte weiter, blieb wieder stehen und schüttelte den Kopf. Sein Auge war wieder finstern. Er fühlte in seinem Kopf eine furchtbare Leere und einen stechenden Schmerz. Er sah in seine leeren Hände.

„Entsetzlich, so nichts, gar nichts in der Hand zu haben, keine Ahnung, keine Richtung, keinen leisen Anhaltspunkt — entsetzlich!“

Mit dem nächsten Auto fuhr er zur Garnison zurück. Der Dienst wartete auf ihn. Er stürzte sich hinein. Aber die qualvolle Unruhe verfolgte ihn. Abends jagte er noch einmal nach Charlottenburg und ließ sich bei Madame Tourbier melden.

Die kleine Französin empfing ihn mit einem verängstigten, mißtrauischen Blick, obwohl ihr der Name Rothkirch nicht unbekannt war.

„Mon Dieu! Es ist ein Unglück passiert, ganz gewiß, monsieur. Unser liebes Fräulein Wölflin wollte heute nach Bronin reisen. Dort ist wohl Ihr Herr Vater, Herr Leutnant. Aber sie ist sicher nicht nach dort gereist. Sehen Sie nur das Zimmer! Ich habe nichts angerührt. Mon Dieu, was wird nun kommen? Oh, mon Dieu — mon Dieu!“

Sie fürchte Dietrich in Lottes Wohnzimmer. Mit entsetzten Augen sah er die Unordnung, die durcheinander-

geworfenen Sachen, den offenstehenden Kleiderschrank, die zerwühlten Schubladen. Er biß die Zähne zusammen. Ein unmembares Grauen kam ihm an.

Das war eine Flucht, Hals über Kopf. — Armes, armes Kind!

Nach einer halben Stunde schrieb er ein paar Zeilen an Adalbert v. Saar auf Bronin. In die Ecke setzte er die Worte: „Unbedingte Discretion!“ und unterstrich es zweimal, dreimal.

24. Kapitel.

Mit größter Bestürzung erkannte Erich Wölflin auf dem Kleinen Kubert neben dem Poststempel die Schriftzüge seiner Schwester. Wie kam Lotte nach Wiesbaden? Er riß den Umschlag auf. Nur wenige Zeilen, in Hast hingeworfen, verschiedene Wörter durchgestrichen und wieder hingeseht.

„Lieber Erich! Verzeihung von Euch allen, daß ich Pfingsten nicht in Bronin bin. Es kam so plötzlich. Mit zwei Kolleginnen mache ich eine Studienreise nach Frankreich, ich brauche es notwendig. Bleib gesund und grüße alle Broniner. Deine Lotte.“

Erich sagte sich an den Kopf. Was sollte das heißen? Im Handumdrehen eine Studienreise? Eine so große Planänderung von heute auf morgen? Und diese Inhaltlosigkeit und Kärglichkeit, diese fremde Kälte in den paar Worten? Solange er sich erinnern konnte, hatte Lotte noch nie einen solchen Ton gefunden.

Er wurde unruhig. Sein erster Schritt war zu Rothkirch. Er mußte seine Schwester dort entschuldigen. Auf der Veranda fand er Frau Nataly und Susanne. Sie waren nicht weniger befremdet. Die Baronin fixierte den Baumeister und sagte langsam:

„Ich habe das Gefühl, Herr Wölflin, als wenn Lotte nicht kommen will. — Wer hat ihr etwas getan?“

„Nuttli, wer soll Lotte etwas tun? Das sind doch Phantasien. Es ist doch sehr einfach. Lotte geht in ihrem Beruf auf, und die Studien gehören dazu. Sie ist alt genug und braucht nicht zu jeder Reise erst um Erlaubnis zu fragen, wie unsereins. Nicht wahr, Herr Wölflin?“

Erich schüttelte verneinend den Kopf.

„Ich kann mich dem gnädigen Fräulein leider nicht ganz anschließen. Aber auch Ihre Ansicht, Frau Baronin, kann ich nicht teilen. Wirklich, wer sollte wohl Lotte etwas getan haben? — Aber ich finde auch keinen andern Zusammenhang. Ich stehe vor einem Rätsel.“

Er telegraphierte sofort nach Wiesbaden mit Rückantwort. Nachmittags hatte er Bescheid: „Adressat abgereicht. Wohin unbekannt.“

Von Susanne erfuhr er Waldemar, der seit Himmelfahrt auf Bronin war. Er hatte sich im stillen auf Lottes Kommen gefreut und war nun so schmerzlich enttäuscht, wie ein Kind. In seiner Aufregung sagte er Susi so fest an der Hand, daß sie leise ausschrie.

„Susi!“ flüsterte er. „Susi, ich lege meinen Kopf hin. Hier ist etwas nicht in Ordnung.“

Susanne sah ihn starr an.

„Ich habe so ein Gefühl. Und das sagt mir, es hängt mit Bronin zusammen.“

Er ließ die Schwester stehen und ging in den Park, vor sich himmelmelnd.

„Lotte, was haben sie dir getan? — Und niemand, der dir hilft?“

In ohnmächtigem Zorn ballte er die Hände und irrte weiter. Einen Augenblick kam ihm der Gedanke an Dietrich. Aber es war nur ein flüchtiger Schatten. Dietrich hatte sich für morgen abend angemeldet und den Wagen zum Bahnhof bestellt.

Mit gesenktem Kopf kam Erich Wölflin zu seinem Gartenhaus zurück, als von ungefähr Herr v. Saar auf ihn stieß. Es war Erich lieb, daß er mit dem Direktor zusammentraf, der ihn seit einigen Wochen mit außerordentlicher Artigkeit behandelte und ihm gefällig war, wo er nur konnte. Gerd Ladenburg war nach Berlin gefahren, der Freiherr mit Tschammer in die nächste Nachbarschaft. Es war der zweite Pfingsttag.

„Baumeister — ’n Morjen! Probieren Sie mal die neue Riste. Frische Importe von meinem Hamburger Vetter.“

Sie rauchten die großen Havannas an und setzten sich in die Korbsessel vor dem Pavillon.

„In die zehn Tagen macht Schmettau Hochzeit. Wie finden Sie das, daß kein Rothkirch dabei sein wird? Dabei sind der Alte und Bernwards Vater Regimentskameraden.“

„Ich denke, Fräulein Susanne fährt hin?“

„Allerdings — sie bestand darauf. Aber der Wind hat sich wohl auch da gedreht. Sie hat ebenfalls abgesetzt. Natürlich mit großen Erklärungen, die in meinen Augen bloße Ausreden sind.“

„Das finde ich allerdings recht sonderbar, Herr v. Saar.“

„Sonderbar? — Ich nicht im geringsten. Mir ist das sogar höchst selbstverständlich. Schmettau heiratet also bürgerlich. In den Augen dieser Leute natürlich eine fatale Mesalliance.“

„Wer? — Was?“

Erich Wölflin sah ihn erstaunt an.

„Das ist doch nichts Neues, mein lieber Baumeister. Da kann ich Ihnen noch ganz andere Geschichten erzählen. Aber — ich rede nicht gern über anderer Leute Sachen und Gefinnungen. Sehen Sie — unsereins — alter Name im Taufschein, aber im Gewerbeschein schlecht und recht bürgerlich. Man lebt von der Arbeit seiner Hände. Da ist es nichts Besonderes und auch kein Verdienst, daß man modern denkt und sich über veraltete, unhaltbare Begriffe hinwegsetzt. Aber drüber —“

Er deutete nach dem Schlosse.

„Immer noch wurzelelches Mittelalter, auf Ehre! Ich glaube, der Alte wird verrückt, wenn Dietrich oder Waldemar einmal in Schmettaus Spuren treten wollten. Na — Schwamm drüber. Geht uns ja schließlich auch nichts an. Jeder muß mit sich selber so gut fertig werden, wie er von Mutter Natur und Bruder Dinkel kam. — Der Tobak ist nicht schlecht, was?“

Er ließ sich die weißblauen Wollchen um die Nase spielen.

Erich nickte nur höflich, aber er sagte kein Wort.

Der Direktor warf einen heimlichen Seitenblick auf den jungen Mann. In seinen Augen blitzte ein Triumph. Dann fing er ein neues Thema an. Darum war er nie verlegen. Je mehr er ein bestimmtes Ziel verfolgte und sich auf den Gegner festbiß, desto weiter schweifste er in gleichgültigen Dingen ab, um den Partner arglos zu machen. Nur wer ihn aufmerksam betrachtete, der empfand sofort, was Susanne Rothkirch schon längst heraus hatte, daß Saar sich jedes Wort zurechtlegte.

„Wie befindet sich Ihre Fräulein Schwester? Wir dachten, sie Pfingsten in Bronin zu sehen. Ja, Kuchen!“

Er sagte das leichtthin, beobachtete aber Erich scharf. Es entging ihm nicht, wie der Baumeister bei dieser Frage zusammenzuckte.

„Ich danke für die freundliche Nachfrage. Offen gesagt — ich weiß momentan nicht einmal, wo sich meine Schwester aufhält. Wahrscheinlich schon in Frankreich.“

„Tausend noch mal — Sie machen wohl Spaß mit mir?“

„Warum? — Es ist so, Herr v. Saar. Ich war nicht weniger erstaunt. Dieser plötzliche Entschluß zu einer Studienreise — — —!“

(Fortsetzung folgt.)

## Pioniere.

Novelle von Alexander Castell.

Es war fast kein Geräusch in der Nacht. Der Mond stand als eine schmale Sichel neben einem Haufen geballter Wolken am Himmel. Die Kanonade hatte wie alle Abende von zehn bis elf gedauert, aber es war kein Nachtangriff gefolgt.

Sanders kroch jetzt langsam im Dachbett aufwärts. Die Gräben waren rings um das Hochplateau stoffelörmig aufgeführt, weiter oben befanden sich starke Artilleriestellungen. Nur in der Talenkung, deren Durchmesser 150 Meter betrug, schien nach den Meldungen der Patrouillen nur ein Drahtverhau zu sein, der von oben beiderseits unter Artilleriefeuer genommen werden konnte.

Es hatte vor zwei Tagen noch geschneit, aber der Schnee war im Regen der vorigen Nacht wieder abgeschmolzen, und der Bach ging zwischen dem Gesträuch ziemlich hoch. Sanders wartete langsam im Wasser vorwärts. Er hatte das Gewehr schußbereit im Arm, eine Drahtschere seitlich hängen, das Werkzeug und die Lyditbombe in einem Rucksack auf den Rücken geschnallt.

Rings war es dunkel, nur seitlich auf der Wiese waren große Schneeflecke. Von oben aber hörte er jetzt plötzlich Stimmen. Es mußte auf halb eins gehen. Etwas vor zwölf war er aufgewachen. Er hatte die äußerste Linie der feindlichen Posten schon hinter sich. Er stieg bedächtig aufwärts, horchte nach jedem zweiten Tritt und stand minutenlang still. Er hatte das Schwerste

vor sich. Mitten durch die feindlichen Linien die Höhe zu erreichen, also eine Strecke zurückzulegen, die ungefähr einen Kilometer betrug. Darauf auf der andern Seite immer auf dem vom Feinde dicht besetzten Terrain zwei Kilometer weit in die Talsohle niederzusteigen und die Brücke bei B. zu sprengen, denn in der Nacht noch sollten die vom Feinde seit Wochen gehaltenen Stellungen auf dem Hochplateau von Ch. gesäubert werden. Der Angriff war auf halb vier angelegt.

Es hatten sich für diese Mission drei Freiwillige gemeldet, und Sanders schien dem Abschnittskommandeur die größten Fähigkeiten zu haben. Er war Maschineningenieur eines großen Elektrizitätswerkes in B. in der Schweiz gewesen und erst bei Kriegsanfang zur Truppe gestoßen. Dreißigjährig, fehnig, mager, im Sport trainiert, mit vorzüglichem technischen Kenntnissen, hatte er es bereits zum Unteroffizier gebracht und war als Offiziersstellvertreter vorgeschlagen.

Da war gestern der Befehl zur Sprengung der Brücke vom Armekorpskommando gekommen, und die Aufgabe hatte ihn sofort gereizt. Etwas Nebensächliches hatte dabei den Ausschlag gegeben. Er hatte zum Obersten gesagt: „Ich habe die Überzeugung, daß ich das machen kann, und wenn ich an etwas glaube, dann ist es mir noch selten vorbeigelungen.“

Der Oberst hatte die klare, helle Intelligenz aus seinen Augen blitzen sehen und ihn angestarrt, wie man einen ansieht, der schon fast in der andern Welt steht, und hatte gesagt: „Dann versuchen Sie es.“

Er hatte noch einen Brief an Marga geschrieben, mit der er seit dem Frühjahr verlobt war, und hatte dann ein paar Stunden tief geschlafen. Gegen Mitternacht hatten sie ihn geweckt, und dann war er rasch draußen gewesen.

Er hatte den Plan der Postenstellungen, so gut man ihn hatte mitteilen können, klar im Kopf. Da war erst eine Rinne gewesen, einem kleinen Wäldchen entlang. Die äußerste Feldwache hatte er drei Meter von sich entfernt plaudern hören, aber er war mit atemloser Brust vorbeigekrochen, die Hände bis zu den Ellenbogen in Lehm und Sumpf. Das Gewehr war ihm äußerst hinderlich, aber es bot ihm die einzige Möglichkeit, einen Posten im Notfall anzurennen. Denn der geringste Laut war Gefahr.

Er stand jetzt wieder still und hielt sich neben einem Busch ans Bachbett gekauert. Bis zu den Knien war im Wasser, das seine Wadenbinden ganz durchtränkt hatte. Seine Füße brannten ihm schon wie Feuer, ein leises Frösteln zog ihm das Rückgrat hinauf, aber er unterdrückte wieder den Atem, um ruhig und deutlich hören zu können.

Vom Osten kam ganz fernher das dumpfe Brummen schwerer Geschütze, von oben hörte er einen Laut, als ob ein Karren über Steine fähre, sonst war nichts zu vernehmen. Er hatte bis zum Sattel noch etwa 300 Meter zu steigen, er wußte auch, daß er in ein paar Minuten den zweiten Posten zu passieren hatte, daß dann die Senkung des Baches sich vergrößerte, und daß ganz oben zu beiden Seiten ein langsam ansteigender waldbiger Hang war.

Er fühlte den Druck des Sackes auf dem Rücken und die Klanten der Sprengpatrone. Er dachte: „Wenn mir einer die Brust durchschlägt und die Ladung trifft, zerfliege ich in tausend Fetzen... in tausend Fetzen...“ wiederholte er in seinen Gedanken. Jetzt sah er plötzlich Margas Gesicht. Er hatte sie vor der Wreie nicht einmal mehr sehen können. Sie war mit ihrem Eltern in Grindelwald gewesen, und er für seine Fabrik in Berlin. Von einem Tag zum andern war das alles gekommen. Er dachte: „Am Sonntag vor einem Jahr haben wir in Wlosa geschlittelt.“ Er sah deutlich ihr gerötetes verguldetes Gesicht. Es war fast zu oval, fast zu ebenmäßig. Wenn ihr Teint von der Sonne und dem Sport nicht immer braun gewesen wäre, hätte sie für eine Schönheit gelten können. Aber er liebte sie, wie sie war. Sie hatte so viel mehr Klasse. Wenn sie lachte, zeigte sie eine kleine, kaum millimeterbreite Zahnlücke. Er hatte sie beim Tennis kennen gelernt. Das war alles sehr fern.

Die Hände fingen ihn jetzt an zu brennen. Die Rechte mußte er an einem Kiesel geschirrt haben. Und doch war er ja erst am Anfang.

Er spähte hinaus. Aber er konnte nichts sehen. Da klang kaum zwanzig Meter von ihm entfernt eine Stimme. Eine andere antwortete. Dritte tönten, die im Schmutz stapften. Er hielt sich wieder an den Bachrand gekauert. Wie eine heiße Welle stieg es ihm aus dem Herzen ins Gehirn. Dann atmete er auf.

Jetzt mußte der Posten kommen. Er war nicht zu umgehen. Er stellte die Wache dar zwischen den hundert Meter auseinander liegenden Gräben. Sanders ging geduckt, wie jemand, der zum Sprung bereit ist. Das Gewehr, das von oben bis unten voll Schlamm war, hielt er mit beiden Händen.

Vor ihm schwirrten zwei Vögel aus einem Busch. Es fing plötzlich leise zu regnen an. Jetzt stand er zehn Meter vor der Biegung, aber sein Blick prallte an der grauen schmutzigen Dunkelheit wie an einer Mauer ab. Aus dem Bach wagte er sich nicht heraus. Er war ihm die einzige Richtlinie, die er hatte. Er erinnerte sich eines Falles, wo sich zwei feindliche Patrouillen direkt vor die Gräben verirrt hatten und in der Dunkelheit fast in die Stellung gefallen waren.

Da war ein Busch zur Linken. Dort endlich die Biegung.

Und irgendwo dort mußte der Posten stehen. Wie eine Kacke schlich er sich heran. Oben tönte östlich Pferdegetrappel. Deutlich hörte er die Hufe von zwei Tieren.

Da stand ihm schier der Atem still. Vor dem Busch war eine schwarze unbewegliche Gestalt. Klar unterschied er ihre Silhouette. Er hielt sich still. Hatte ihn der andere gesehen? Er hörte keinen Laut. Nur ein dumpfes Brausen klang ihm in den Ohren. Es war ihm jetzt auch, als ob der andere mit dem Arm eine Bewegung machte. Und dann geschah das Unwahrscheinliche. Die Gestalt löste sich plötzlich auf. Berghwang langsam und war weg.

Er verlor vor Erregung fast den Atem. Nach einer Weile kroch er weiter. Er säufte kalte Schauer, die das Rückgrat niederrannen. Hatte er Fieber? War alles nur eine Halluzination? Der Schweiß perlte ihm über die Stirne. Aber er mußte ja vorwärts...

Da sagte plötzlich eine Stimme neben ihm in der Dunkelheit, während ein Gesicht fast vor dem seinen war: „Qu'est ce que tu fous là?“

In zwei Sekunden war alles geschehen. Statt jeder Antwort hatte er ihm das Bajonett in die Herzgegend gestochen. Der andere seufzte nur leise röhelnd und lag ihm direkt mit dem Körpergewicht auf dem Gewehr. Vorsichtig löst er ihn ab und legt ihn jenseits ins Gestrüpp. Dann nahm er des andern Kappi und setzte es auf.

Mit siedendem Gehirn ging er weiter. Für Sekunden vergaß er, daß Krieg war, daß er eine furchtbare Aufgabe zu lösen hatte. Einzig die Idee, daß er einem Menschen, den er nicht kannte und dessen Gesicht aus dem Dunkeln gekommen war, das Bajonett ins Herz gestochen hatte, war ihm grauenhaft.

Da war er aber schon am Drahtverhau. Er legte vorsichtig die Schere mit den Isoliergriffen an, um zu kontrollieren, ob die Drähte elektrisch geladen wären. Es war nicht der Fall. Sie zu durchschneiden schien ihm nicht ratsam. Wie er den ganzen Verhau näher prüfte, dachte er sich: „Er ist sehr schlampig gemacht.“ Langsam krieg er hinüber. Pflöchlich fuhr ihm ein Stich durchs Bein. Er hatte den Eindruck, daß er blutete.

Er kam sehr langsam vorwärts. Drei Verhaue mußte er nacheinander überkriechen. Der Bach lief jetzt nur noch ganz schwach. Allmählich trat er in den bewaldeten Bergjattel ein.

Aber da war die neue Gefahr. Hart der Schlucht entlang ging die Straße. Sie war jetzt kaum mehr als vier Meter über der Rinne. Sanders mußte im kalten Bachbett kriechen, um nicht gesehen zu werden. Er empfand eine furchtbare Müdigkeit in sich. Die Augen schmerzten ihm, die Hände waren zerschunden, die Arme von der Anstrengung wie gebrochen. Dabei lief ihm das Schneewasser über die Glieder.

Oben nahten feste Tritte. Ein ganzer Zug Chasseurs Alpines marschierte vorbei. Endlich konnte er weiter kommen.

Er war jetzt zur Höhe des Sattels gelangt, wo der Bach nach rechts abbog. Im Gestrüpp arbeitete er sich weiter, bis er unten vereinzelt Lichter sah. Das mußte B. sein, das an der Eisenbahnlinie lag. Von B. bis zum Fluß und bis zur Brücke mochten es noch 500 Meter Distanz sein.

Es ging nun bergab. Die Straße entfernte sich auf einer kurzen Strecke von der Schlucht. Er atmete auf, als plötzlich Zweige neben ihm knackten und Stimmen laut wurden. Er gißt sofort nieder und legte sich platt hin. Er konnte nicht sehen, wer aus dem Dickicht trat. Den Stimmen nach mußten es drei Mann sein. Sie wandten sich nach oben. Auf der Straße wurde es lebendig. Wohl drei Kompagnien zogen den Berg hinan.

Als er wieder ein paar Schritte gemacht hatte, gewahrte er, daß weiter unten in hundert Meter Entfernung eine Lichtung mit einem Haus war, um das sich ein ganzes Zeltlager befand.

Da war nicht durchzukommen. Die Straße zu überqueren, konnte er kaum riskieren, und wenn er es riskierte, dann kam er jenseits den Berghang hinan und nicht hinab zum Fluß. Mit fliegendem Atem stand er da und wußte einen Augenblick lang keinen Rat. Sollte hier alles zu Ende sein, sollte er es nicht vollbringen können? Eine leise Wut erfaßte ihn bei diesem Gedanken. Feine stehende Schmerzen gingen ihm durch die Schläfen.

Er mußte sich sehen, denn oben kam neues Geräusch. Deutlich drang das Hämmeren eines Motors den Berg herauf. Sanders horchte. Sein Gehirn konstatierte ganz mechanisch, daß es eine gute Maschine war. Der Wagen fuhr oben vorbei.

Seine Gedanken irrten unvermittelt wieder zu Marga. Er hatte zuletzt oft nächtelang mit einer brennenden Ungebild an sie gedacht.

Wie ein lockendes, wunderbares Ziel kam sie ihm vor und zugleich wie etwas fast Unerreichbares. Alle Hoffnungen seiner Existenz hatten sich wie nie zuvor in ihr wie in einem Phantome vereinigt, dem keine Phantasie unaußföhrlich nachjagte, das ihn beschäftigte und quälte... Während ihm das durch das Gehirn zuckte, kam von jenseits der Schlucht ein Geräusch. Man mußte die tote Wache entdeckt haben. Man war ihm auf der Spur.

Fastig schlich er bergab. Zwischen dem Zeltlager und der Straße war kaum ein Zwischenraum von zwanzig Metern. Dort schien auch Bewegung zu sein. Aber es gab jetzt kein Bestimmen. Dem Hang nach kroch er auf allen viere. Seine Hände griffen in Dornen, in Lehm und Steine, es gab kein Halten mehr.)

Jede Minute war kostbar. Das Gewehr war ihm wieder sehr hinderlich. Dabei dachte er: „Wenn ich den Mantel des toten Soldaten genommen hätte, könnte ich ruhig vorbeimarschieren.“

Von oben hörte er nun deutlich Stimmen. Es waren Mannschaften, die den Wald absuchten, sich gegenseitig Zeichen gaben. Neben den Zelten war ein Feuer, um das ein paar Soldaten saßen. Auch Pferde standen da. Der ganze Zwischenraum lag im Lichtschein. Er konnte nicht durch. Von oben waren sie wie Hunde hinter ihm her. Er kroch jetzt den Hang hinan. Er mußte über die Straße und jenseits hundert Meter im Graben vorwärts kommen, dann wieder überqueren, und dann war vielleicht ein neues Hindernis da . . .

Als er oben war, schien es ringsum ruhig zu sein. Auf allen vieren ging er hinüber. Kaum war er in der Mitte, als das Rulo von oben zurückkam. Wie ein Stück fuhr es ihm durchs Herz. Ein Sprung und er lag jenseits im Gestrüpp. Eine Staube hatte ihm die ganze Wange aufgerispt. Zugleich fühlte er: „Sie haben mich gesehen.“

Schon glitt ihm auch der Lichtschein über das Gesicht . . . aber der Wagen fauste bergab. Eine Minute lang glaubte er, daß ihm der Kopf springe. Er war nicht mehr fähig, einen Gedanken zu fassen, aber er mußte bergab. Der Rücken tat ihm jetzt so weh, daß er aufrecht im Gestrüpp marschierte.

Da kam ein Hang. Es war alles ganz dunkel. Er rutschte hinunter. Jetzt erst fühlte er, wie ihm das Blut warm über die Wange rann.

Da war fünfshundert Meter vor ihm der Bahndamm. Er fühlte sich zerschunden, zerschlagen . . . aber er mußte vorwärts . . . Ferner tönte eine Ruchurmuh. Er glaubte, daß es ungefähre drei wäre. Oben glitt das Licht eines Scheinwerfers den Hang entlang. Er legte sich in einen Graben . . . jetzt suchte man mit dem Licht die ganzen Wiesen ab. Es dauerte wohl eine Viertelstunde. Dann übertrug er den Damm.

Da war zur Linken ein vereinzelter Hof mit Licht. Dort war wohl ein Kommando. Er drückte sich östlich davon vorbei. Wie etwas Himmlisches kam es ihm vor, daß er bis dahin gelangt war. Dreihundert Meter oberhalb der Brücke mußte er in den Fluß. Auf der Straße gegen W. sprengten Reiter. In der ganzen Gegend wurde es unruhig. Der Lärm pflanzte sich fort, den Berg hinauf. Man schien fieberhaft zu suchen. Nun glitt er ins Wasser. Er hatte das Gewehr am Ufer versenkt und den Rucksack vor die Brust gebunden. In den Gliedern hatte er fast kein Gefühl mehr. Die Beine wurden ganz heiß. Der mittlere Pfeiler der Brücke war beim Rückzug von der Marne her schon einmal angebohrt worden, aber die Sprengung hatte nicht mehr vollzogen werden können. Langsam trieb er darauf zu.

Zu beiden Seiten sah er die schwarze Silhouette eines Postens stehen.

Bis zum Hals war er drin und fühlte den Krampf in den Waden. Dabei hatte er immer noch das Käppi auf. Lauslos kam er unter die Brücke, glitt um den Pfeiler herum. Ringsum war es still. Er konnte kein Geräusch wagen. Mit beiden Händen zog er sich hoch und fand noch die Bohrlöcher. Die Ladung war herausgenommen. Er zog die Udditombe heraus, die aus sah wie eine Weinsflasche, und steckte sie hinein. Dann zog er das Uhrwerk auf, das an der Zündung war. Der Zeiger war schon gestellt. Er glitt jetzt ins Wasser zurück. Sah die Silhouetten der Brückenbogen wieder in der Nacht verschwinden. Er war schon weit weg, und immer zeigte sich noch nichts. Er hatte das Gefühl, als ob seine Beine jetzt gefröhen . . . Wie ein leiser Schmerz ging es durch sein Gehirn: „Wenn alles umsonst gewesen wäre . . . wenn die Explosion nicht erfolgte . . .“ Er dachte an die beiden Posten, die links und rechts von der Brücke standen. Die Leute taten ihm leid . . . Er wurde zusehends müder . . .

Da ging vorn eine weiße Stichtlamme hoch. Eine starke Detonation . . . mehr war in der Nacht nicht zu sehen.

Er fühlte, wie sein Gesicht siedend heiß war und seine Glieder ganz starr. Er hatte noch eine Stunde im Wasser zu treiben, bis er zu dieser Stelle kam, die von Jägern besetzt war, wo er aus Land kriechen konnte. Würde er es aushalten . . . Es war ja auch fast gleichgültig. Er sah wieder die Augen seines Obersten, der ihn etwas traurig und kummervoll ansah und darauf sagte: „Dann versuchen Sie es . . .“ Er dachte: „Der hat auch die ganze Nacht nicht geschlafen.“ Es war, als ob das alles schon Jahre her sei . . . Langsam trieb er im Wasser weiter . . . halb im Traum hörte er Kanonenschläge. Das war ein Zeichen zum Sturm auf die Höhen vor S.

**Büchertisch.**

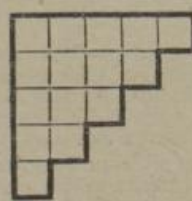
— Großer Bilderatlas des Weltkrieges. Zweite Lieferung: Frankreich I. Bis zum Beginn der Stellungskämpfe. München, F. Bruckmann, N.-B. Folioformat. Preis 2 Mark. Schilderte die erste Lieferung dieses großen Bilderwerkes den Auftakt zum Kriege, so führt uns die soeben erschienene zweite Lieferung

mitten hinein in die ersten Kämpfe in Frankreich. Nach einer kurzen Darstellung der Kriegsvorbereitungen und -Stimmungen in Frankreich, wobei merkwürdige Dokumente und Maueranschläge zum Vorschein kommen, ist der größte Teil der Lieferung dem Vormarsch der deutschen Heere in Nordwestfrankreich bis zur Marne gewidmet. Wir erblicken die Stätten, die unsere Truppen in unübersehlichem Siegeslauf durchzogen, sehen in ausgezeichneten Porträts die charaktervollen Züge ihrer Führer und erleben noch einmal im Bilde den gewaltigen Feldzug vom August und September vorigen Jahres, der die Spitzreiter unserer Heere bis an die äußersten Nordtüren von Paris führte. Die zweite Lieferung mit ihren 180 glänzend wiedergegebenen Bildern, Karten, Dokumenten und Porträts weist inhaltlich gegenüber der ersten eine merkwürdige Steigerung auf.

— „Der Völkerkrieg“. Ueberraschend ist es, mit welcher Kraft und Festigkeit die Türkei die weitläufigen Anschläge ihrer mächtigen Gegner zuwichte macht. Die innere Sammlung und äußere Regsamkeit, womit sie dies bewerkstelligt, schildert uns der „Völkerkrieg“ (Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart) in Heft 38 in übersichtlichen Zusammenstellungen und anziehenden Auszügen, von denen besonders das feierlich erste Bild von der Eröffnung des türkischen Parlaments und die mit frischer Unmittelbarkeit wirkenden Erzählungen von der ebenso kühnen als planvollen Tätigkeit der türkischen Flotte (wobei wir von „Göben“ und „Breslau“ Erstaunliches hören dürfen) bis Ende Februar hervorzuhelen sind. — Der neue folgende Abschnitt „Rusland während des ersten Kriegshalbjahrs“ will uns den richtigen Maßstab zur Beurteilung der inneren Kraft dieses Gegners in die Hand geben. Ein sehr sorgfältig bearbeiteter, ausführlicher Aufsatz unterrichtet über die für die Weiterführung des Krieges so wichtige Frage der wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnisse Rußlands. Als Ergänzung hierzu bringt Heft 39 sachkundige Ausführungen über „die Lage von Industrie, Handel und Landwirtschaft“. — Sodann eröffnet Heft 39 die Darstellung „Der Seekrieg bis zur Erklärung der Unterseebootsblockade gegen England“ mit einer klaren, aber gleichwohl einwandfreien Rechnung über Englands Aussichten auf die Vernichtung der deutschen Flotte“. Die Vorzüge deutscher See- und Luftstreitkräfte an die englische Ostküste und das Seegeschehen an der Doggerbank werden nach Quellen von beiden Seiten eingehend geschildert; der Handelskrieg in der Nordsee mit Einschluß der deutschen Blockadeerklärung ließ sich heute, wo wir auf einen geräumigen Zeitabschnitt des Krieges der deutschen Unterseeboote zurückblicken, mit ganz anderem Verständnis als früher. — Die Vorkommnisse in der Ostsee und die Leistungen der österreichischen Flotte im Mittelmeer schließen die wohlgeordnete Darstellung dieser weitläufigen Vorgänge. — Von den Vildern, die wieder in reicher Folge alle besprochenen Ereignisse begleiten, reden, namentlich verschiedene, russischen Dingen gewidmete, ihre eigene deutliche Sprache.

— Ägypten, von Georg Steindorff, Sammlung „Männer und Völker“ (Verlag Müller & Co.). Der neueste Band der „Männer und Völker“ Sammlung „Männer und Völker“, den Professor Steindorff in Leipzig verfaßt hat, gilt einer der Weltfragen dieses Krieges: der Entscheidung über die Zukunft Ägyptens. In lebensvollen Skizzen schildert der hervorragende deutsche Forscher das Nilland, den Hafen von Alexandria, Kairo mit seinem Menschengewühl, seinen arabischen Bazarren und Moscheen, das Pyramidenfeld von Gise mit den ungeheuren Pharaonengräbern, die Stromschnellen des oberen Nil und Luxor, das Ziel der Reisenden, wo neben modernen Brunnhotels die alten Göttertempel sich erheben. Die wechselnden Schicksale Ägyptens stellt ein groß angelegtes, mit der kühnen Expedition Napoleons beginnendes Kapitel dar. Mit dem Erwachen des ägyptischen Nationalismus und dem Vormarsch der Türken gegen den Sueskanal schließt Steindorffs Buch, das reichste politische und historische Erkenntnis vermittelt.

**Magisches Dreieck.**



In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben a, c, o, g, h, k, l, n, u, a u dazwischen einzutragen, daß die einander entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen gleichlautend folgendes bedeuten:

- 1. Einen Komponisten.
- 2. Nebenfluß des Rheines.
- 3. Raubvogel.
- 4. Abkürzung römischer Vornamen.
- 5. Einen Buchstaben

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer:

- |                        |           |
|------------------------|-----------|
| Weiß.                  | Schwarz.  |
| 1. Tc4 — e3.           | b6 — b5.  |
| 2. Dc4 — f4+           | Kd6 — c5. |
| 3. Df4 — e7+ und Matt. |           |